Weihnachten.

Von Arno Holz.

Und wieder nun läßt aus dem Dunkeln
Die Weihnacht ihre Sterne funkeln.
Die Engel im Himmel hört man sich küssen,
Und die ganze Welt riecht nach Pfeffernüssen.

So heimlich war es die letzten Wochen,
Die Häuser nach Mehl und Honig rochen,
Die Dächer lagen dicht verschneit,
Und fern, noch fern schien die schöne Zeit.
Man dachte an sie kaum dann und wann.
Plutter teigte die Kuchen an,
Und Vater, dem mehr der Lehnstuhl taugte,
Saß daneben und las und rauchte.
Da, plötzlich, eh' man sich's versah,
Mit einem Mal war sie wieder da.

Mitten im Zimmer steht nun der Baum.

Man reibt sich die Augen und glaubt es kaum.

Die Ketten schaukeln, die Lichter weh'n,
Herrgott, was gibt's da nicht alles zu seh'n!

Die kleinen Kügelchen und hier
Die niedlichen Krönchen aus Goldpapier!
Und an all' den grünen, glitzernden Schnürchen
All' die unzähligen kleinen Figürchen:
Mohren, Schlittschuhläufer und Schwälbchen,
Elefanten und kleine Kälbchen,
Schornsteinfeger und trommelnde Hasen,
Dicke Kerle mit rothen Nasen,
Reiche Hunde und arme Schlucker,
Und alles, alles aus purem Zucker!
Und oben, oben erst in der Krone,
Da hängt eine wirkliche, gelbe Kanone,
Auch ein Leutnant mit silbernen Tressen —
Ich glaube wahrhaftig, man kann ihn essen!

In den offenen Mäulerchen ihre Finger,
Steh'n um den Tisch die kleinen Dinger,
Und um die Wette mit den Kerzen
Puppern vor Freude ihre Herzen.
Ihre großen blauen Augen leuchten,
Indes die unsern sich leise feuchten.
Wir sind ja leider schon längst „erwachsen",
Uns dreht sich die Welt um andre Achsen,
Uns quälen tausend Siebensachen.
Mit einem Wort, um es kurz zu machen,
Wir sind große, verständige, vernünftige Leute!

Nur eben heute nicht, heute, heute!

Ueber uns kommt es wie ein Traum,
Ist nicht die Welt jetzt ein einziger Baum,
An dem Millionen Kerzen schaukeln?
Alte Erinnerungen gaukeln
Aus fernen Zeiten an uns vorüber,
Und jede klagt: hinüber, hinüber!
Und ein altes Lied fällt uns wieder ein:
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Der Armenarzt.

Weihnachts-Erzählung von Marietta v. Markovics.

Es ist so feierlich still heut. Durch alle Thüren des Gebäudes, durch alle Ritzen duftet es nach frisch gebackenen Stollen, nach grünen Tannenzweigen, nach Aepfeln und Häringssalat und Pfefferkuchen. — —

Es liegt etwas Geheimnißvolles, Köstliches in der Luft.

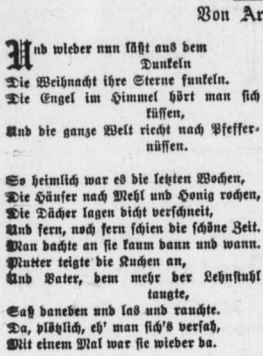
Kein Wunder — es ist Weihnachtstag.

Neben der blitzblanken Kochmaschine auf der Wasserbank sitzt in der Ecke der gewölbten, feingetäfelten Küche Riete Lämmermeier, die junge, rothhaarige Köchin, und putzt die letzten Federkiele aus den beiden Enten, die sie zum Abend braten will.

Die ganze Woche vor dem Feste hat sie fleißig geschafft, geputzt, gescheuert, gebügelt, gebacken, denn Rieke ist ein reputirliches Mädchen, das auf Ordnung und Sauberkeit hält, und an ihrer Herrschaft, an „Doktors", besonders an der jungen Frau Doktor, mit welcher sie aus einem Städtchen ist, rührend hängt.

Ja, Riete Lämmermeier ist ein solides, fleißiges Mädchen — sie weiß das auch selbst recht gut; aber da ist dieser Bimmchen, der Willy, Kutscher bei „Doktors", der bei den „Maikäfern" gedient hat.

Dieser braunlockige, gewesene Vaterlandsvertheidiger, ein strammer



Bursche von 27 Jahren, macht ihr seit dreiviertel Jahren in aller Form den Hof und Riete fühlt's, sie ist dem hübschen Burschen von Herzen gut. Dennoch nagt der Zweifel an ihr — — meint es der Willy ehrlich mit ihr? Wird er sie heirathen? Er lacht und scherzt und küßt sie, sobald sie ernste Fragen an ihn richtet. —

Hastig und ungeduldig zupft Riete die Federkiele aus dem prächtigen Enterich.

Und heut gar, am Christtage, hat er ihr mit einem schallenden Kuß auf die Wange „Guten Morgen" gewünscht, hat gelacht und geheimnißvoll gethan: „er habe eine ganz besondere Ueberraschung für sie — — rathen solle sie einmal — —" und dann war er gegangen, um die Braunen einzuspannen, denn der Doktor mußte seine Patienten besuchen.

Nun begann es zu dunkeln: das Mittagsessen auf und in der Kochmaschine verdampfte, verbrodelte, wurde ungenießbar, und noch immer kein Doktor, kein Wagen zu hören, kein Bimmchen. O, über diese heillosen Männer!

Da ertönte die Klingel. Hastig warf Riete die Ente hin und lief zu ihrer Herrin.

Im Salon ist es warm und mollig. Auf den verschiebbaren Fensterbrettern blühen Hyazinthen, Primeln und Maiglocken in Töpfen. Ihr Duft erfüllt den ganzen Raum.

Vor einem weißbedeckten Tische, auf dem ein prächtig geschmückter Christbaum steht, bewegt sich eine hohe, schlanke Frau hin und her. Sie hat die letzte farbige Glaskugel in der Hand, und sucht nach einem passenden Zweige, der sie tragen könnte. Aber man sieht es Klara Dornheimer an — sie arbeitet mechanisch, ihre Seele ist mit anderem beschäftigt, und dies andere ist nicht das Glück.

Ihr feines schmales Gesicht ist bleich, wie Schnee, die großen Augen so dunkel, wie Hollunderbeeren; über die hohe Stirn fallen Wellen des üppigen schwarzen Haares. Die junge Frau wirft noch Ketten von Silber-Lametta über die Aeste der duftenden Tanne, dann steht sie, in tiefen Gedanken, die Hände fest ineinander verschlungen.

Nun sind es sechs Jahre, daß sie die Gattin des Doktor Walter Dornheimer geworden — sechs lange Jahre, in denen sie sich bemüht, ihm jene Liebe einzuflößen, die sie für ihn empfand — sechs Jahre, in welchen sie täglich, ja stündlich den Kampf mit einem Schatten, mit einer unsichtbaren Nebenbuhlerin, mit der Jugendliebe ihres Mannes für eine Andere, aufnehmen mußte.

Wie sie diese Jahre durchlebt — wie sie sich dahin geschleppt hatte, ohne Vertiefung, ohne Sonnenstrahl an der Seite ihres stets korrekten, immer gleich höflichen, kühl und reservirten Gatten — sie wußte es selbst nicht. Vielleicht hatte die immer neu ergrünende Hoffnung sie aufrecht erhalten: daß endlich doch ein Tag kommen müsse, wo er sie verstehen werde, wo er begreifen lernte, was sie ihm war, wo er sehen wollte, daß sie mit allen Fasern ihres Herzens an ihm hing. — —

Noch immer stand sie vor dem geschmückten Christbaum. Nun fuhr sie aus ihrem Sinnen; die goldene Stockuhr auf dem Kamine schlug die vierte Stunde. Ihr Gatte war noch nicht daheim —? Das erschien ihr seltsam. Er hatte ja wenig Zeit für sie — die Patienten, die Polyklinik, sein Dienst als Armenarzt, den er vor Jahr und Tag übernommen — — dennoch, sie fühlte es: er achtete und schätzte sie, und einer Rücksichtslosigkeit konnte sie ihren Walter nicht zeihen.

Wenn er die übliche Speisestunde, und am heiligen Christtage nicht einhielt, so war es etwas Besonderes, das ihn fernhalten mußte — eine seltsame Unruhe erfaßte die junge Frau. Wo blieb er? Was konnte ihm zugestoßen sein —? Sie wollte nach der Klinik — den Diener nach dem Verbleib des Gatten ausforschen. — —

Eilig schellte sie dem Mädchen. „Riete — schnell Hut und Mantel — ich — ich habe noch einen Weg —" Die hübsche Köchin erstaunte. „Aber, Madamchen — es ist ja gleich finster — das Essen — —"

Schon war die junge Frau fertig zum Ausgehen. „Riete, wenn mein Mann kommt, dann sagst Du — — nein, sage nichts — ich bin gleich wieder zurück — hörst Du, Riete —." — Sie lief die Treppe hinab und sprang in den nächsten Miethswagen, dem sie eine Straße im Norden der Stadt zurief.

Riete Lämmermeier schlug die Hände über dem Kopfe zusammen: „Madamchen läuft weg, am Weihnachtstag? Da ist 'was nicht richtig! Und alles kommt von den heillosen Männern!"

Ein Doktor, der Arme behandeln will, muß doppelt und dreifach die guten Eigenschaften eines Arztes besitzen: Außer einem umfassenden Wissen — (denn der Arbeiter kann sich keinen „Spezialisten" für seine jeweilige Krankheit gönnen) — vor allem Geduld, himmlische Geduld — Willenskraft, um die bösen Elemente zu bannen, und eine große Dosis Menschenliebe. Fehlt ihm diese beste und schönste Tugend, dann hat er seinen Beruf verfehlt, und mag sein Stethoskop im Futterale lassen.

Von all' diesen „Kräutlein Wundermild" hatte der Doktor Walter Dornheimer das richtige Quantum; nicht gar redselig, aber warmen, offenen Blickes, verstand er, sich bald das Vertrauen des Patienten zu erwerben. In den zwei Jahren, in welchen er, neben seiner Privatpraxis, das Amt eines Armenarztes übernommen, fand er reichlich Gelegenheit, seine Menschenliebe zu bethätigen.

Heut, am Weihnachtstage, war der „Doktor" spät gekommen. Er fand den Warteraum heut nicht so voll; nur wenige hatten ausgeharrt und saßen auf den Bänken.

Der Eine, ein schlanker, bleicher Mensch in den dreißiger Jahren, wird zuerst eingelassen. Seine Hände zittern, aus dem aufgedunsenen, bleifarbenen, einst schön zu nennenden Gesicht schauen ein paar glanzlose, starre Augen. Als er vor dem Arzte steht, senkt er den Blick und dreht den abgeschabten Hut verlegen zwischen den Händen. „Sie haben Ihr Wort gebrochen und wieder getrunken, Savinsky — man hat sie aus dem Chor des X.-Theaters entlassen — ich hörte es schon —"

Der Arzt sieht in dies bleiche, verweinte Gesicht: dann schreibt er einen Brief. „Hier — damit gehen Sie sofort zum Herrn Pfarrer T. Er wird Ihnen einen Führer nach Wuhlgarten mitgeben. Wenn Sie in dieser Anstalt bis zum Herbste verbleiben und im Garten, in frischer Luft beschäftigt sind, wird sich ihr Körper wieder kräftigen — halten Sie sich, und verlieren Sie den Muth und den Glauben an sich selbst nicht!" — Der Arme ist tief gerührt: „Ach, Herr Doktor — ich will — ich will arbeiten, Tag und Nacht — keinen Tropfen bringe ich mehr über die Lippen — Dank, heißen Dank —!"

Nachdem der „Sänger" das Zimmer verlassen, sitzt Dornheimer einen Moment in Gedanken: Er weiß es — zu helfen ist dem nicht mehr — er ist dem Alkohol-Teufel verfallen, und sein von Haus aus schwächlicher Körper wird es nicht lange ertragen. — Aus einem anderen Holze ist Nr. 2 geschnitzt; Auch das ist ein Trinker, was die geröthete Nase bezeugt, aber — „er verträgt was" — Runge, der rothhaarige Schneider, ist ein Kratzbürste; er treibt Politik und steht mit den Gesetzen stets auf gespanntem Fuße. Diesmal hat er sich bei einer Keilerei an Nase und Ohr erhebliche Wunden zugezogen, die ihm Dr. Dornheimer unter fortwährendem Geschimpfe des Patienten zunähte.

Eine junge, hüftelnde Frau mit wachsgelbem Gesicht, in welchem die blauen Augen sehr tief lagen, erschien als dritte. Der Arzt sah ihr freundlich entgegen. „Sie waren ja lange nicht da, Frau Hainwald — wie geht es denn?" — Statt aller Antwort hob die Frau ihre beiden Hände empor, die sie bisher unter dem ärmlichen Umschlagetuche verborgen hatte.

Dornheimer sah erstaunt auf. „Hm! das sieht ja recht schlimm aus! Die Finger total verkrümmt — die Knöchel dick geschwollen! Ich habe Ihnen doch voriges Frühjahr gesagt, Sie sollten die Arbeit in der Druckerei einstellen! Eine Blutvergiftung ist im Wiederholungsfalle schwer zu kuriren — ich warnte Sie dringend."

Ein lebensmüder, bitterer Zug flog über des jungen Weibes Gesicht: „Ich hab' es ja mit anderem versucht! Zeitungen, Frühstück ausgetragen, Botengänge gemacht! Wer nimmt denn ein Weib mit lahmen Fingern?" Das begriff der Arzt recht wohl. „Und Ihr Mann? Die Kinder —?" Fast lachte sie bitter auf. „Mein Mann? Der sitzt drüben im Oesterreichischen und fragt nicht nach uns! Teddy, mein Kleinster, ist im Sommer an Entkräftung gestorben — Paul und Mieze haben im Hofe bei Droschkenkutscher Friedelands Obdach gefunden — —" Sie wandte sich ab: heiße Thränen rieselten ihr über die Wangen.

„Es wird mir heut zu spät," erklärte der Arzt nach kurzem Besinnen, mich Ihres Falles gründlich anzunehmen. Kommen Sie nach den Feiertagen wieder zu mir — und hier (er faßte in die Tasche und zog ein blankes Zehnmarkstück hervor) — „So, da kaufen Sie gleich ein paar Pfund Fleisch, und Milch, viel Milch — und den Kindern machen Sie ein Bäumchen, hören Sie?"

Den Dank der hochbeglückten Frau schnitt Dr. Dornheimer ab, indem er ins Nebenzimmer rief: „Seidel — für heut Schluß!"

„Ich habe noch zwei Krankenbesuche und kleine Einkäufe zu machen! Meinen Pelz — so! Und hier, feiern Sie Christfest mit Ihrer Braut! Kommt was Besonderes — ich bin den Abend zu Hause! — Dem vergnügt schmunzelnden Seidel 30 Mark in die Hand drückend, schob er den Hut in die Stirn und ging die Treppe hinab.

Fritz Bimmchen, der Kutscher, welcher punkt 12 Uhr bestellt war, hielt vor dem Hause; aber es wurde fast 3 Uhr, ehe die Visiten erledigt waren. Dann kaufte der Doktor in aller Eile Verschiedenes für seine Gattin und wollte heimfahren. Er hatte in einem Juwelierladen der Friedrichstraße für seine Frau eine reizende Uhr mit Brillantmonogrammen bestellt, die er abholte: als er die Straße wieder betrat, sah er unweit seines Kupee's einen Menschentrupp — — ein Schutzmann schrieb eben eine Adresse in sein Notizbuch, während mitleidige Passanten einer jungen, ohnmächtigen Frau Hilfe leisteten, die von zwei Studenten vom Pflaster aufgehoben wurde. Als man die Kranke in einen schnell requirirten Wagen hob, und der Schutzmann sich zu ihr setzte, konnte der Doktor einen Blick auf das todtblasse Antlitz werfen. „Großer Gott!" murmelte der Arzt schreckensvoll. Seinem Kutscher winkend, daß er folgen möge, setzte er sich eiligst zu dem Polizisten, dem er seinen Namen nannte. Die beiden Wagen rollten davon.

Ein gütiges Geschick wollte es, daß die Droschke, welche die geängstigte Klara Dornheimer führte, durch eine schmale Gasse kam, in der ein Ziegelwagen gestürzt war. Als Klara sich aus dem Wagenfenster bog, glaubte sie nicht recht zu sehen — — da drüben stand ja das Kupee ihres Mannes, und Bimmchen, der auch sie sah, sprang eiligst vom Bock. „Wir haben eine Todtkranke nach Hause gebracht —" sagte er ihr auf ihre Fragen: „Eine Stunde schon sind wir hier —"

Es war ein schmutziges, verfallenes Haus, vor dem sie standen; nach den blinden, gardinenlosen Fensterscheiben zu urtheilen, mußten seine Bewohner ebenso unfauber und dichtscheu sein. Eine Stunde war Walter schon hier? Wer mochte die Kranke sein? Vielleicht konnte sie Hilfe leisten, Gutes vollbringen. — — Sie zahlte ihren Kutscher und ging die holperigen Treppen hinan. Eine alte Frau wies sie zurecht. Leise drückte Klara auf die Klinke; die Thür schien nur angelehnt. Sie trat in das Zimmer. Es war ein großer, kahler Raum, mit weißgetünchten Wänden. Aus jedem Winkel schaute die Armuth. An der Wand stand ein Bett, vor dem Dr. Walter Dornheimer saß. Er hatte den Arm auf die Stuhllehne und den Kopf in die hohle Hand gestützt und sah unverwandt auf eine weibliche Gestalt, die in den erhöhten Kissen zu schlummern schien. Ein herber Seufzer entrang sich des Doktors Brust. Seine Gattin war näher getreten, ohne daß er es gehört hatte.

„Walter —!" sagte sie leise. Erstaunt wandte er sich um. Erst jetzt sah Klara, daß schwere Thränen in seinen Augen standen. „Walter — willst Du mir nicht sagen, wer jene Frau ist, an deren Lager Dich so das Gefühl übermannt —?" — Sie zog ihn zur Thür und sprach ganz leise, nur ihm verständlich.

„Sie hört uns nicht mehr — ihr Schlaf ist ein ewiger," erwiderte der Doktor — „Jolanthe ist es — jene Jugendliebe, von der ich Dir einst erzählte!" — In Klaras Brust stritt die Scheu vor dem Tode mit der Neugier. Ein kalter Schauer rieselte ihr durch die Glieder, aber das Begehren, Jene zu sehen, die bisher das Herz ihres Mannes besessen und ihr seine Liebe geraubt — vielleicht ungewollt — siegte. Sie trat an das Sterbelager. Aber bei der Betrachtung des zarten, noch jugendlichen, viel, viel überstandene Leiden verrathenden, im Tode noch ideal schönen Gesichtes, floh der böse Teufel der Eifersucht, und ließ die allerbarmende Menschenliebe in ihrem Herzen zurück.

Da schlug ein tiefer Klagelaut an ihr Ohr. Erschreckt wandte sie sich um — — neben dem Ofen lag ein buntes Kissen auf der Diele und auf diesem Kissen, an die Wand gelehnt, saß ein schlafendes Kind, — ein Mädchen, zwei oder drei Jahre alt, und steckte in blauem, verwachsenen Wollkleidchen. Ein Schuhchen stand auf der Diele, und vom Fuße war das Strümpfchen heruntergerutscht, und zeigte eine niedliche runde Wade. In den Armen hielt die Kleine einen Kochlöffel, der in bunte Lappen gewickelt war.

Klara Dornheimer sah ihren Gatten fragend an. Er nickte.

„Es ist ihr Kind — Jolanthe hatte nur das eine. Es ist nun ganz Waise." Sie ging leise zum Ofen und beugte sich über das Kind.

„Darf ich es mit mir nehmen?" fragte sie ihren Gatten. Ein Strahl von Freude huschte über sein bleiches Antlitz. — „Du — Du wolltest —? Ach, Klärchen — —"

Sie lächelte mild. Dann trat sie zu dem Bette, schaute die Todte lange an, als wolle sie dies Bild fest ihrem Gedächtniß einprägen — nahm dann das schlummernde Kind vom Boden in ihre Arme, hüllte es sorglich in ihren warmen Pelzmantel und fragte leise: „Kommst Du bald, Walter?" Er sah ihr feuchten Blickes tief in die Augen.

„Gott vergelte Dir's tausendfach, Klara — ich ordne nur an, was noch nöthig — sie ist ja vereinsamt gestorben — dann bin ich bei Dir — — —"

Unsere Riete Lämmermeier staunte nicht wenig, als ihr „Madamchen" mit dem Kinde anlangte, aber sie hatte die Kinder lieb: drum rief sie beim Anblick des pausbäckigen Goldköpfchens: „Herrje — das ist ja ein Weihnachtsengelchen!"

„Riete — gehe mal 'rauf zu Lieders in den zweiten Stock — und bitte um die kleine Badewanne, kannst auch um ein bischen weiche Wäsche bitten, bis wir morgen welche kaufen. Dann machst Du schnell ein warmes Bad, und auf der Ottomane in meinem Schlafzimmer ein Bett für die Kleine zurecht. Lauf, Riete, der Herr kommt gleich!"

Das ließ sich die flinke Riete nicht zweimal sagen. Klara legte das Würmchen auf die Chaiselongue und kleidete sich um; schon meldete Riete, daß das Bad fertig sei. „Wird sie schreien?" fragte sich Klara und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Fritz Bimmchen, der mit heimgekommen, hatte die Kerzen auf dem Kronleuchter und die rosafarbenen Stehlampen angezündet. Auf dem Sopha aber saß das Kind mit frisch gerötheten Bäckchen, sah mit großen Blauaugen zu den Lichtern empor und rief vergnügt „Dada — dada!" „Wie heißt Du denn, mein Herzchen!" fragte Klara. „Bibbi, Mamas Kind!" sagte die Kleine. „Bibbi also heißt Du? Und wo ist denn Dein Papa?" — „Nicht Pappa — Bibbi, Mamas Kind!" rief energisch der kleine rothe Mund.

„Willst Du zu mir kommen, Seelchen?" meinte die Doktorin. „Mir kommen —" echote Klein-Bibbi und streckte die Aermchen ihr entgegen. Dann wurde gebadet, frottirt, geplaudert, nur beim Kämmen der langen goldenen Löckchen zog Bibbi ein „Schippchen". Endlich gab es süßen Milchbrei, bis der kleine Magen nicht mehr wollte. — Der Doktor fand sein junges Weib mit dem Kinde in den Armen unter den grünen Zweigen des Christbaums. Zum ersten Male in seiner mehrjährigen Ehe fand er, daß Klara schön sei — zum ersten Male gestand er sich selbst in tiefer Reue, daß er ihr kein liebevoller Gatte bisher gewesen, und viel, ach, so viel gut zu machen habe.

Als dann die hundert goldenen Lichter am Baume brannten, und das Kleine mit beiden Händchen danach griff, sagte Klara bittend: „Nicht wahr, wir behalten es, Liebster — ?" Er küßte sie heiß und innig, und sagte zum ersten Male: „Mein süßes, treues Weib — kannst Du vergeben —?"

In der Küche aber, kurz ehe sie zur Bescheerung gerufen wurden, da hatte Fritz Bimmchen der Riete einen Kuß auf den Mund gedrückt und ihr einen breiten Goldreif an den Finger gesteckt. Und die Rieke hatte vor Glück und Freude geweint und gejubelt. „He —! Ist's so recht, mein Bräutchen?"

Das war vor zwei Jahren. An diesem Weihnachtsfeste giebt es im Hause des Armenarztes viel fröhlicheren Trubel, denn „Bibbi" hat zwei kleine Kameraden bekommen.

Die Glückscigarre.

Eine Erinnerung von Helene Lang-Anton.

„Barbara, heute Abend richten Sie mir eine Stunde früher das Abendbrot, damit Ihre Tochter mit der Bescheerung nicht auf Sie zu warten braucht. Den Baum zünde ich mir schon allein an."

„Aber, Herr Doktor", wiederholte sie vorwurfsvoll, während sie ihn mitleidig ansah. „Sie werden doch nit heute, am heiligen Abend, ganz allein bleiben, nein, nein, dös geht nit! Wenn der Herr Doktor nit fortgehen, bleib' i zu Haus. Dös wär' noch schöner, am Weihnachtsabend ganz allein Trübsal blasen."

Sie wurde ordentlich böse und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das wie „Unfug" klang.

Dr. Höfer lehnte freundlich ihr großmüthiges Anerbieten, das nicht so ernst gemeint war, ab, er wollte ihr nicht sagen, daß er trotz ihres Dableibens doch allein wäre. Noch einmal versicherte sie ihm, keinen Schritt aus dem Hause zu gehen, wenn er ganz einsam daheim bliebe, aber man hörte ihrem Tone bereits die Angst an, daß er sie beim Worte nehmen könnte.

„Gehen Sie nur getrost zu Ihren Kindern und Enkelkindern, ich bin darum nicht einsam; mit mir allein, befinde ich mich in ganz anständiger Gesellschaft."

Nun starrte sie ihn mit ihren kreisrunden Augen, die die Beschränktheit ihres Gesichts noch mehr hervorhoben, ganz erschreckt an. Was faselte er da? Er blieb allein und war doch in Gesellschaft?...

Furchtsam drückte sie sich mit ihren Reinemachen-Requisiten zur Thüre hinaus. Es schien nicht ganz richtig mit ihrem Herrn Doktor, das hatte sie lange gemerkt. Schon daß er so einfach, so für sich lebte, er, der reiche Mann, der alles haben konnte. Er sah noch so stattlich aus mit seinen fünfundvierzig Jahren und hätte jeden Tag eine hübsche, nette Frau bekommen; dann hätte er nicht alle diese Schrullen und Grillen. Am Weihnachtsabend ganz allein für sich einen Baum anstecken, was doch erst Freude macht, wenn's andere mitgenießen. Er war ja der reine Menschenfeind geworden.

„Jesses Maria Josef", kreischte sie auf und ließ nun doch den Eimer fallen, daß das Wasser gurgelnd den engen Corridor entlang lief. Am Ende war ihr Herr Geisterseher, ein „Spiritistle" oder wie sie heißen, und ein Schauer überlief sie; nein, dann dankte sie für die gute Stelle, bei solchem unheimlichen Menschen blieb sie nicht, da käme man ja aus dem Gruseln nicht heraus.

Dr. Höfer saß in tiefem Sinnen, er hatte weder das Erschrecken der Alten bemerkt, noch ihren Aufschrei gehört. Er hatte nicht die Unwahrheit gesprochen, als er sagte, daß er, wenn er allein, doch nicht allein sei. Dann kamen sie, die Gedanken, die Erinnerungen, die nun schon seit beinahe zwanzig Jahren seine treuen Begleiter waren, nur unterbrochen durch die Arbeit.

Diese Erinnerungen, oder vielmehr nur die eine, füllte sein ganzes Leben aus — war sein Leben.

Heute waren es gerade zwanzig Jahre, daß das Glück in Gestalt eines zarten blonden Mädchens in sein Leben trat, sie sich in Liebe fanden, und unter dem strahlenden Kerzenbaum ihren ersten Kuß tauschten. Wie rosig lag das Leben, die Zukunft vor ihnen! Mit welchen himmelstürmenden Plänen und Hoffnungen sahen sie ihr entgegen, und dann das jähe, schreckliche, unerwartete und unfaßbare Ende! Der Tod, der unheimliche Geselle, hatte mit unerbittlicher Hand in ihr volles herrliches Glück gegriffen und die Geliebte nach wenigen Tagen an sich gerissen. Im Frühling war's — und als dessen schönste Blüthe wurde sie geknickt, mußte welken... sterben.

Der stille Träumer im Lehnstuhl stöhnte auf. Zwanzig Jahre waren darüber vergangen, zwanzig lange Jahre, und er hatte sie nicht vergessen. Niemals war es ihm eingefallen, nach einem neuen Glück zu suchen. Sein Schmerz, obwohl im Laufe der Jahre milder und ruhiger geworden, hatte ihn nie verlassen. —

Als er sein einfaches Abendbrot, der Sitte gemäß aus Karpfen und etwas süßem Nachtisch bestehend, gegessen hatte, ging er daran, den Baum anzuzünden. Er holte das kleine, braune Kästchen vor, in dem die Lichthalter lagen, sie waren alt und unmodern, theilweise zerbrochen und fast jeder mit Wachslicht betropft. Er konnte sich nicht entschließen, neue zu kaufen. Eine dunkle Stelle am Baum gefiel ihm nicht, vielleicht hatte er noch Lichter; richtig, da lag noch ein Päckchen in weißes, nein ganz vergilbtes Papier gewickelt. Er öffnete es und sah vor sich eine angebrannte Cigarre. Beim Anblick dieser Cigarre überkam es ihn, der stille, einsame Mann weinte wie ein Kind, aber es waren leise Thränen; Thränen, die erleichtern, alles Beklemmende vom Menschenherzen loslösen.

Vor zwanzig Jahren war sie angeraucht, dann war sie im Glücksjubel weggelegt. Die „Glückscigarre" hatte er sie lachend getauft, sie kam mit den Lichthaltern in das dunkle Kästchen. Und als er sie beim nächsten Weihnachtsfest wieder zu sehen bekam, rief sie sein Leid in verdoppelter Stärke zurück. Er schwur sich zu, sie nur in einer Stunde zu Ende zu rauchen, in der er sich glücklich fühle. Und da diese Stunde nicht kam, ruhte die Glückscigarre im verstaubten Papier. Heute, wo er sie durch Zufall wieder vor Augen hatte, stand auch die ganze Vergangenheit vor ihm. Er fing zu vergleichen, zu erwägen an. Er war ruhig geworden — war diese Ruhe, die er lange entbehrt, schon Glück? Nein — aber vielleicht die ehrenvolle Stellung, die er inne hatte? Die Hochachtung, die er allgemein genoß? Auch das genügte nicht. Dann vielleicht das Vertrauen, das seine Kranken, seine Collegen ihm entgegen brachten? Er wurde zweifelhaft, konnte das nicht schon als Glück gelten für einen Mann, der ohne Hoffnungen, ohne Wünsche durch's Leben schritt? Ohne Wünsche — ja, das war's. Er hatte keinen Wunsch mehr, und in dieser Wunschlosigkeit lag Zufriedenheit, lag Glück. Er war zufrieden mit dem Leben, das er jetzt führte, mit der Einsamkeit, die es umschloß, mit der schweren Pflichterfüllung, der angestrengten Thätigkeit, die sein Beruf mit sich brachte, zufrieden mit allem, sein Schmerz war ihm heilig, in jenem sich immer gleichbleibenden Herzeleid um die theure Todte war er glücklich. Mechanisch griff er nach der Cigarre und rauchte sie zu Ende, die leuchten Augen auf den brennenden Lichterbaum gerichtet.

Eine Spitzengeschichte.

Die Leserinnen dürfte es interessiren, daß nicht nur Bücher, sondern auch Spitzen ihre Geschichte haben. Durch die Ungeschicklichkeit eines Einkäufers hatte ein deutscher Kaufmann in Prag im Jahre 1764 auf der Leipziger Messe für schweres Geld mehrere Kisten schwarzer Spitzen, die ihm nach Prag geschickt wurden, erstehen müssen. Das Unglück der Verwechselung der weißen und schwarzen Spitzen war unter den damaligen Verhältnissen, da es unter dem österreichischen und deutschen Bürgerstande noch nicht üblich war, in jener Zeit die Trauer äußerlich an der Kleidung kundzugeben, ein sehr großes. Die Kiste schwarzer Spitzen war total unverkäuflich. Wie sich später herausstellte, war sie ursprünglich von einem Pariser Kaufmann für den französischen Hof, der um ein Famliienglied in Trauer war, bestellt, aber nicht bezogen worden, da man sich dort plötzlich entschlossen hatte, der heimischen französischen Handarbeit, den Valenciennes Spitzen, den Vorzug zu geben. Der Kaufmann in Prag, dem die theuren Spitzen nach dem Auslande, wo sie etwa an einem oder dem anderen Orte hätte verkauft werden können, war, da für die Spitzen beim Transport über die Grenze ein außerordentlich hoher Zoll gezahlt werden mußte, ebenfalls unmöglich. Da starb der deutsche Kaiser Franz I., der auch in Prag sehr beliebte Gemahl und Mitregent der Kaiserin Maria Theresia, am 18. August 1765 zu Innsbruck in seinem achtundfünfzigsten Lebensjahre, und der Oberstburggraf von Prag, der Präsident der böhmischen Landstände, hatte durch ein Circular den Ständen mitgetheilt, daß es der Wunsch der Kaiserin sei, auch der Adel in allen Erblanden möchte mit ihr Trauer um den „guten Kaiser Franz" anlegen. Um zu dem Requiem in der Schloßkirche ganz in Trauer erscheinen zu können, entstand in Prag unter den Damen der Landstände plötzlich eine große Nachfrage nach schwarzen Spitzen. Da erfuhr man, daß jener deutsche Kaufmann 3000 Ellen feiner schwarzer Spitzen am Lager hatte, die ihm nunmehr zu einem hohen Preise abgekauft wurden.

Eine verankerte Stadt.

Um die schädlichen Einwirkungen der durch den Kohlenbergbau hervorgerufenen Bodensenkungen auf Gebäude, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch bedeutend abzuschwächen, ist man in mehreren Gemeinden des rheinisch-westfälischen Bergbaubezirks dazu übergegangen, sämmtliche Neubauten, unter denen Kohlenbergbau getrieben wird, stark zu verankern. Dieses Verfahren hat man auch in der Gemeinde Herne bereits seit längerer Zeit eingeschlagen. Bei den öffentlichen Gebäuden, die im Grubenfelde der der Hibernia-Gesellschaft gehörenden Zeche Shamrock errichtet werden, trägt diese die Kosten der Verankerung.

Einen bemerkenswerthen Fall der Gebäude-Verankerung findet man z. B. bei der im Bau begriffenen zweiten katholischen Kirche in Herne. Bei diesem aus Sandstein errichteten und im Rohbau beinahe vollendeten schönen gothischen Gotteshause hat die Zeche Shamrock gleichfalls die sehr bedeutenden Kosten der Verankerung übernommen. Die in diesen großen Bau eingelassenen Anker sind aus bestem Schmiedeeisen hergestellt und bieten die Sicherheit dafür, daß die durch den Bergbau etwa verursachten Bodenbewegungen die Kirche nicht in die Gefahr eines Einsturzes bringen können. Auch sämmtliche neueren Privathäuser in dem südlichen Stadttheil von Herne, deren Zahl sehr groß ist und bei reger Bauthätigkeit sich fortwährend vermehrt, sind durch solche Anker gegen die Einwirkungen von Bodensenkungen, soweit dies eben möglich ist, geschützt.

Es ist selbstverständlich, daß die finanziellen Aufwendungen der Zeche Shamrock für das Verankerungsverfahren sehr groß sind, indeß bei weitem nicht die Höhe erreichen, wie diejenigen Summen, die im Falle der Nichtverankerung für Bergschäden an die Hausbesitzer zu zahlen wären. Die Zeche Shamrock gehört nämlich hauptsächlich auch zu denjenigen Bergwerken, deren Grubenfelder sehr dicht bebaut sind und viele Bodensenkungen aufweisen. Das Verankerungsverfahren hat sich bis jetzt ziemlich gut bewährt, weshalb es in der von Bodensenkungen ganz besonders stark bedrohten Stadt Herne wohl zur allgemeinen Einführung gelangen wird. Man wird Herne dann wohl mit Recht eine „verankerte" Stadt nennen können.

Der fürstliche Komponist.

Ein Prinz, der in seinen zahlreichen Mußestunden auch der Kunst huldigte und zur stolzen Freude seiner Anverwandten komponirte, hörte eines Tages eine Mozart-Oper. Es fiel ihm auf, das diese melodiös war, und er wandte sich an einen Bekannten mit folgenden Worten: „Diesem Mozart is doch allawei was ei'gfallen. Dös is merkwürdig. Mir fallt auch allerhand ein, aber sobald i mi hinsetz' ans Klavier, wird's nix." — Sollte das nicht am Klavier legen, königliche Hoheit?' bemerkte der Angesprochene.